

Damit erhebt sich schließlich die Frage, in welchem Geist das Missionarische Jahr 1980 vorbereitet, durchgeführt und weitergeführt wird. Es gibt leider jetzt schon Anzeichen, daß einzelne Gruppen ohne auf andere Kirchen am Ort Rücksicht zu nehmen, unter der Flagge des Missionarischen Jahres 1980 ihre separaten Aktionen vorbereiten. Es ist zwar denkbar, daß an einem Ort eine Situation eintritt, die eine Kirche oder kirchliche Gemeinschaft ihre Aktion allein durchführen läßt, weil sie keinen Partner findet. Aber die Kontaktnahme mit anderen am Ort vorhandenen Partnern, um die Möglichkeit eines gemeinsamen Handelns zu prüfen, ist ein Mindestanforderung der Glaubwürdigkeit. Gerade die gemeinsame evangelistische Arbeit auf der Ortsebene wird das Bewährungsfeld sein müssen. Hier stoßen sich die Dinge auf dem engsten Raum. Die Ausgangspositionen werden, wie gesagt, sehr unterschiedlich sein. Um so wichtiger ist es um der Sache willen, einander nicht zu überfordern, aber doch den Mut und die Kraft zu finden, die Impulse des Missionarischen Jahres 1980 aufzunehmen, um Vergangenheit zu bewältigen, das Maß an bestehender Gemeinsamkeit zu entdecken und auf ihr eine Basis zu suchen für gemeinsames Zeugnis. Ökumene heißt sicherlich auch, mit Paulus sprechen zu können: „Wenn nur Christus verkündigt wird auf alle Weise“. Bei aller jeweils eigenen Identität, die in das gemeinsame Mühen eingebracht wird, darf das letzte Ziel nicht aus dem Auge verloren werden: „...auf daß die Welt glaube“!

Das Missionarische Jahr 1980 kann einen großartigen ökumenischen Lernprozeß bringen. Es muß aber seinen geistlichen Ursprung und seine geistlichen Intentionen wahren. Dazu gehört auch das rechtzeitige Denken an die ökumenische Zusammenarbeit „in der Zeit danach“.

Hermann Sticher

Das Kind in der theologischen Tradition

„Was denken wir als Christen über die Kindheit? Welche Bedeutung schreibt der christliche Glaube den Kindern zu? Wenn die Arbeit der Kirche für die Kinder als ungenügend empfunden wird, dann hängt das sicher auch mit dem Versäumnis zusammen, überhaupt solche Fragen zu stellen. Glaube und Praxis ergänzen sich auf diese Weise nur selten. Wenn wir über Kinder in der Kirche nachdenken, dann geht unsere Sorge immer dahin, daß wir wissen wollen, was wir mit ihnen machen können. Dieses einseitige Beschäftigtsein mit praktischen Aktivitäten meint aber keineswegs, daß wir uns den Kindern ohne ein bestimmtes theologisches Vorverständnis zuwenden; es mag aber oft bedeuten, daß wir uns ihnen mit einem falschen Vorverständnis zuwenden.“

Diese Sätze stammen aus dem Report des „British Council of Churches“ über das Kind in der Kirche. Ich habe diese Sätze gewählt, um von vornherein die Richtung festzulegen, in der wir fragen wollen. Wenn die Arbeit der Kirche für Kinder als so ungenügend erscheint, und davon geht zumindest dieser Report aus, dann hängt das

auch mit dem Versäumnis zusammen, Fragen zu stellen wie: Was denken die Christen über die Kindheit? Welche Bedeutung schreibt der christliche Glaube den Kindern zu? Wir wollen ein Stück weit diese Fragen anzugehen versuchen.

Die Anerkennung des Kindes als Mensch

Wer Gelegenheit hat, Kinderfotos aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vielleicht in einem alten Familienalbum zu besehen, um sie mit Kinderfotos aus unserer Zeit zu vergleichen, der stößt auf einen scharfen Kontrast. Ein Bild von 1900: Deutlich erkennbar das gängige Leitbild: Kleidung, Hut, Gesichtsausdruck — den Sechsjährigen ist sichtbar etwas von dem Ernst des Lebens aufgebürdet. Das Kind soll älter, würdiger, erwachsener aussehen. Reife und Gesetztheit sollen sich in dem Bild widerspiegeln. Erwachsensein ist alles. Und das Foto der Sechsjährigen heute: Völlig vergessen sind die Vorstellungen, die man um die Jahrhundertwende von einem kleinen Schulmädchen hatte; Kleidung, Gesichtsausdruck, Haltung sagen, daß Kinder jetzt nach Herzenslust kindlich und unbefangene Kinder sein können. Kindsein ist nicht alles, aber es wird bejaht und wird sehr ernst genommen.

Was ist inzwischen passiert? Man kann eine ganze Reihe von Gründen für diesen Wandel ins Feld führen, den Wandel der Mode, den Wandel der Leitbilder, die demographische Qualität der Jugend und den damit verbundenen Trend zum Jungsein. Aber viel entscheidender erscheint mir die Erkenntnis, die der holländische Pädagoge und Psychologe Martinus J. Langeveld die Anerkennung des Kindes als Menschen genannt hat. Sie werden einwenden: Ist das nicht eine uralte Errungenschaft, längst ausdiskutiert in der Geschichte der Pädagogik? Ist davon nicht schon immer die Rede gewesen, zumindest seit der Zeit, da das Kind in besonderer Weise in den Mittelpunkt pädagogischen Bemühens rückte?

Selbstverständlich, das ist zuzugeben, die Geschichte der Pädagogik ist auch eine Geschichte der Entdeckung des Kindes. Namen wie Comenius, Pestalozzi, Rousseau, Fröbel, Montessori bedeuten hier Wegmarken. Die Forderung, daß die Erziehung einzig und allein an dem Wohl des Kindes zu orientieren sei, ist dabei gerade auch in der Auseinandersetzung mit anderen Theorien und anderen Praktiken immer wieder laut geworden. Und dennoch ist noch etwas anderes, ist noch mehr gemeint, wenn heute etwa bei dem schon genannten Langeveld von der Anerkennung des Kindes als Mensch oder von dem „Kindsein als einem Modus des Menschseins“ die Rede ist.

Vielleicht läßt sich das, was hier als eine neuere pädagogische Erkenntnis bezeichnet wird, in der gebotenen Kürze am besten an zwei gegensätzlichen Grundeinstellungen in der Pädagogik verdeutlichen, die Werner Loch einmal so beschrieben hat: „Für die eine ist die Kindheit ein Stadium menschlicher Unvollkommenheit, daß die Erziehung nicht rasch genug in die Mündigkeit des Erwachsenen überführen kann; für die andere hat das Kindesalter einen eigenen Wert und eine eigene Würde, die der Erzieher unter allen Umständen berücksichtigen muß, wenn die Erziehung zum reifen Menschen gelingen soll.“

Für beide Grundeinstellungen gilt, daß sie nach dem Kinde fragen, daß sie an der Frage nach dem Kinde orientiert sind; und doch wird nur da, wo dem Kindesalter ein eigener Wert und eine eigene Würde zuerkannt wird, das Kind als Mensch aner-

kannt. Und in der Tat, diese zweite Grundeinstellung ist erst das Ergebnis einer neueren pädagogischen Forschung, ein Ergebnis, das noch keineswegs überall zur Kenntnis genommen, geschweige denn in seinen Konsequenzen akzeptiert und durchdacht worden ist, auch nicht in Theologie und Kirche.

Im Gegenteil, im Blick auf Theologie und Kirche wird sogar, folgt man der These von Werner Loch, von einer Verleugnung des Kindes gesprochen. Ich verweise auf das Buch von Werner Loch „Die Verleugnung des Kindes in der evangelischen Pädagogik“. Auf die Thesen dieses Buches möchte ich nun in einer zweiten Überlegung näher eingehen.

Die Verleugnung des Kindes in der evangelischen Pädagogik

Jedermann weiß, daß sich die christliche Kirche von ihrem Anfang an mit Kindern befaßt hat; ihre Verkündigung und ihre Fürsorge gelten von altersher auch ihnen. Seit Jahrhunderten gibt es Aktivitäten wie Kindertaufe, Kinderkommunion, Kinderkatechese, Religionsunterricht, schließlich auch Konfirmandenunterricht und Kindergottesdienst. Die Kirchen und Missionsgesellschaften waren es, die sich oft als erste der verwaisten und verlassenen, auch der behinderten Kinder angenommen und entsprechende Institutionen eingerichtet haben, Waisenhäuser, Schulen, Krippen, Kindergärten, Krankenhäuser. Nicht ohne Grund ist deshalb immer wieder versucht worden, die Reihe der Namen Montessori, Fröbel, Rousseau, Pestalozzi, Comenius, die Wegmarken in der Geschichte der Entdeckung des Kindes bedeuten, durch den Namen Jesus von Nazareth zu ergänzen.

Wenn dem so ist, wie kann man dann von einer Verleugnung des Kindes in der evangelischen Pädagogik sprechen, wie das Werner Loch getan hat? In seinem 1964 erschienenen Buch weist der damalige Oldenburger Pädagoge nach, daß die religionspädagogische Diskussion seit dem Ersten Weltkrieg das Kind in seiner Lebens- und Glaubensform sträflich vernachlässigt habe: „Während über die theologischen Grundlagen der Erziehung, die ethischen Forderungen an den Erzieherberuf, die Stellung der Schule in der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung und den besonderen Auftrag der evangelischen Unterweisung ausgiebig gehandelt wird, fehlt eine explizite Darstellung des eigentümlichen anthropologischen Standes der Kindheit und Jugend. Konkret philosophisch gesagt: Wir suchen vergeblich nach einem Kapitel über das Kind und den Jugendlichen als die dem Erzieher gegenüberstehenden Menschen, die ihn überhaupt erst vor die Erziehungsaufgabe stellen und ohne deren Position der Begriff der Erziehung überhaupt nicht gedacht werden kann. Freilich tauchen die Worte Kind und Jugendlicher in den Texten auf, aber eigentlich nur als Grenzbegriffe jener dem Erzieher gegenüberstehenden anderen Wirklichkeit, die er zu erziehen hat — aber diese Wirklichkeit wird im Vergleich zur Seite des Erziehers und seiner Handlungen auffallend kurz angesprochen und, wenn überhaupt, auffallend flüchtig betrachtet, sowohl im Hinblick auf die fundamentale pädagogische Kategorie der Erziehbarkeit als im Hinblick auf die Möglichkeiten und Eigentümlichkeiten des Kindlichen und der jugendlichen Glaubensform“ (Seite 13f.).

Er unterstreicht diesen Tatbestand noch mit dem Hinweis, daß diese religionspädagogische Diskussion auch „keinerlei empirische Forschungsbefunde über die

Erziehungs- und Glaubenswirklichkeit des Kindes und des Jugendlichen ihrer Zeit bei ihren Gedankengängen“ berücksichtigt. „Obwohl man in diesem Bereich dauernd das Wort „Wirklichkeit“ im Munde führt, kommt die Wirklichkeit des kindlichen und jugendlichen Daseins dort allenfalls nur als eine ganz abstrakte Größe vor — zum unermesslichen Schaden für die kirchliche Erziehungspraxis und Jugendarbeit“ (Seite 16) — aber auch, so möchte ich jetzt ergänzen, zum unermesslichen Schaden der Kinder und ihrer elementaren Belange.

Wohlgermerkt, das sind Thesen von 1964, und man kann natürlich einwenden, daß diese Phase der Verleugnung des Kindes in Theologie und Kirche durch neuere Entwicklungen längst überholt ist. Werner Loch selbst deutet in seinem Buch schon an, daß sich 1964 eine Art Gegenbewegung abzuzeichnen beginnt, „der es zentral um die Erforschung der empirisch faßbaren Lebens- und Glaubenswelt des heutigen Kindes und der heutigen Jugendlichen geht“.

Aber haben wir heute, 1978, diese Phase wirklich hinter uns gelassen? Kann man guten Gewissens sagen, daß Theologie und Kirche sich inzwischen die pädagogische Grundeinstellung zu eigen gemacht haben, die davon ausgeht, daß das Kindesalter einen eigenen Wert und eine eigene Würde besitzt?

Werner Loch führte dieses Nichternstnehmen der kindlichen Lebens- und Glaubensform unter anderem auf eine Theologie des Wortes Gottes zurück, in der der Mensch in seinen gegenwärtigen geschichtlichen und gesellschaftlichen Positionen kaum eine Funktion hat. Eine Verkündigung im Sinne dieser Theologie „richtet sich an den Menschen schlechthin, und so wie für die Faktizität der Sünde gleichgültig ist, in welchem Lebensalter und in welcher Lebenslage sich der einzelne befindet, ist das auch gleichgültig für das Geschehen seiner Rechtfertigung und Erlösung. Selbst der Glaube ist — theologisch gesehen — immer derselbe, von jedem Christenmenschen in der Nachfolge identisch zu wiederholende Vollzug, gleich ob es sich um ein Kind, um einen Jugendlichen oder um einen Erwachsenen handelt“ (Seite 21).

Noch einmal: Es ist sicher so, daß an einer solchen theologischen Position in den letzten 15 Jahren erhebliche Korrekturen vorgenommen worden sind. Es ist sicher so, daß eine theologische Anthropologie heute stärker die geschichtliche und die gesellschaftliche Position des Menschen reflektiert, und es ist sicher so, daß kirchliche Verkündigung und kirchliches Handeln heute wieder viel konkreter auf den empirisch gegebenen Menschen ausgerichtet sind. Geblieben aber ist, daß dieser empirisch gegebene Mensch in den Systemen der gegenwärtigen Theologie nach wie vor die ausgeprägten Züge des Erwachsenen trägt, zum Nachteil der Kinder, ihrer besonderen Lebens- und Glaubensformen und ihrer elementaren Belange und Nöte.

Dieses Defizit wird in den verschiedenen Studien, die in den letzten Jahren in einigen protestantischen Kirchen Australiens, Englands und der Vereinigten Staaten zum Thema Kind und Kirche angestellt worden sind, mit Händen greifbar. Diese weithin unabhängig voneinander entstandenen Versuche einer zum Teil qualitären Neubeurteilung kirchlicher Arbeit mit Kindern kommen immer wieder zu dem Schluß, und jetzt zitiere ich noch einmal aus der Studie des Britischen Kirchenrates: Trotz Kindertaufe, trotz Kindergarten, trotz Kindergottesdienst und vieler anderer Kinderaktivitäten gilt, daß „unsere Vorstellungen über das Christsein hauptsächlich von den Vorbildern Erwachsener bestimmt sind. Erwachsene in nahezu jeder christlichen Tradition setzen voraus, wenn man zur Kirche gehört, dann habe man be-

stimmte Dinge zu glauben und bestimmte Dinge zu tun. Aber die Dinge, die zu glauben sind, können meistens nur Erwachsene verstehen, und die Dinge, die zu tun sind, können meistens nur Erwachsene tun. Diese von Erwachsenen her gewonnenen Kategorien von Glaube und Verhalten geben aber keinen passenden theologischen Rahmen ab, um den Platz des Kindes in der Kirche zu verstehen. Kindheit verlangt eine eigene Theologie.

Das bedeutet nicht, daß es ein anderes Evangelium für Kinder gibt, so wenig wie es ein anderes Evangelium für Frauen gibt. Aber es bedeutet, daß wir in derselben Weise, wie wir versuchen, in eine vorherrschend männlich bestimmte Theologie eine weibliche aufzunehmen, auch die Kindheit aufnehmen müssen.“

Dieser Report setzt also voraus, und damit stimmt er auch mit anderen Berichten aus Australien und den Vereinigten Staaten überein, daß dieses Defizit nahezu überall in den Kirchen zu finden ist und daß deshalb in deren theologischen Systemen der Mensch die ausgeprägten Züge des Erwachsenen trägt. Richtiger wäre wohl zu sagen, daß das weithin für die reformatorischen Kirchen gilt — also dort, wo immer wieder die Tendenz besteht (also nicht nur in der dialektischen Theologie), die Verkündigung auf ein punktuelles, appellatives Wortgeschehen zu verflüchtigen und der auslegenden Lehre, oder besser, dem Unterricht in christlichen Glaubensinhalten einen unverhältnismäßig hohen Rang einzuräumen. Dieses Defizit gilt aber nicht für die orthodoxen Kirchen, in denen bezeichnenderweise Kinder seit jeher am Abendmahl teilnehmen können und in denen auch sonst den Kindern ein gewichtiger Platz in der gottesdienstlichen Gemeinschaft eingeräumt wird. Hier handeln offensichtlich die Erwachsenen nicht so wie die Jünger Jesu in Markus 10, die die Kinder daran hindern wollten, zu Jesus zu gehen, weil sie zu harmlos, zu klein, zu unbedeutend sind für die großen Dinge der Gottesherrschaft. Jesus belehrte seine Jünger eines anderen und handelte entsprechend, und davon soll nun in einem dritten Abschnitt noch etwas ausführlicher die Rede sein.

Rückgriff auf die biblische Überlieferung

Die Fragen, was die Christen über die Kindheit denken, welche Bedeutung der christliche Glaube den Kindern zuschreibt, lassen sich nicht ohne Rückgriff auf die biblische Überlieferung beantworten. Nicht, daß wir dort eine Theologie der Kindheit fänden, wohl aber Geschichten, Verhaltensweisen, Einsichten, die uns heute helfen könnten, Kinder und uns selbst besser zu verstehen und den Platz der Kinder in der Kirche neu zu beschreiben.

Zunächst einige Überlegungen zum Alten Testament. Im biblischen Verständnis wird der Mensch, gleich welchen Alters, als jemand gesehen, der zwischen seinen Vorfahren und seinen Nachkommen steht. Er ist der Garant der Kontinuität der Verheißungen, das Glied in einer großen Kette. Deshalb wird Kinderlosigkeit oftmals als ein großes Unglück, ja sogar als ein Fluch verstanden. Ohne Kinder sind Vergangenheit und Zukunft in Frage gestellt. Zur selben Zeit wird die Würde des Alters hochgehalten. Das uns allen so wohlvertraute und zum Teil so problematisch gewordene Vierte Gebot, „Ehret Vater und Mutter“, ist zunächst in der ältesten Fassung das Gebot für erwachsene Kinder, das Wohl der alten Eltern zu sichern.

In dieser ganzheitlichen Sicht des menschlichen Lebens ist Kindheit also ein wesentlicher Bestandteil; das Kind ist der Träger des Lebens, insbesondere des Volks-

und Sippenlebens, also eines das Kind selbst übergreifenden Ganzen. Darum können die Psalmen so selbstverständlich und dankbar davon singen, daß Kinder ein Geschenk, eine Gabe Gottes sind, Sätze, die man unter uns in den letzten Jahren oft nur noch karikierend wiedergegeben hat.

Abrahams Kinder lernen es, mit Abraham, der seinerseits Gott vertraut, auf die Wanderschaft zu gehen. Dabei erzählt ihnen Abraham, woher er kommt. Das ist nun ihre gemeinsame Vergangenheit. So wandern sie zusammen: Das ist ihre gemeinsame Zukunft. So erziehen sich die Generationen gegenseitig. Natürlich gibt es da eine besondere Erfahrung der Erwachsenen. Aber der Erwachsene und das Kind, der Vater und der Sohn, haben gemeinsamen Anteil an neuen Erfahrungen, die im Lichte der alten Überlieferung interpretiert werden. Sie kennen die berühmten, immer wieder zitierten Sätze aus dem Fünften Buch Mose: „Wenn dich dein Sohn heute oder morgen fragen wird und sagen, was sind das für Zeugnisse, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott, geboten hat, so sollst du deinem Sohn sagen, wir waren Knechte des Pharao in Ägypten. . .“ (Dtn 6,20). Darum gilt nun auch das Vierte Gebot in der späteren Fassung: Vater und Mutter sind zu ehren, weil beide für die Weitergabe der Überlieferung verantwortlich sind. Hier wird nicht um jeden Preis Gehorsam gefordert, wie wir gerne interpretieren, sondern hier wird an den mit der Geschichte Gottes gegebenen Zusammenhang erinnert, in dem ein Mensch nur Leben haben kann. Damit ist das Gebot nicht nur ein Anruf an die Kinder, sondern es legt gleichzeitig den Eltern eine Verpflichtung auf, diesen Zusammenhang zu bewahren. Natürlich hat im Rahmen dieses alttestamentlichen Denkens das Kindesalter keinen eigenen Wert und keine eigene Würde an sich, es hat diesen Wert und diese Würde nur in seiner Teilhabe an der Geschichte des Gottesvolkes. Als solchem aber gelten ihm alle Verheißungen und alle Segnungen, die diesem Volk gelten.

Jesus hat dann freilich angesichts seiner neuen Botschaft von der andrängenden Gottesherrschaft einige Schwierigkeiten mit den Vertretern einer alttestamentlichen Tradition und Interpretation, die die Kinder nur unter dem Gesichtspunkt des künftigen Israel ernst nehmen. In ihrem Erwachsenenverständnis sind Kinder zu klein, zu unbedeutend, zu gering, um zu dieser unmittelbar bevorstehenden Herrschaft Gottes, von der Jesus redet, schon jetzt zu gehören. Deshalb muß man sie daran hindern, zu Jesus zu kommen (Markus 10). Aber Jesus stellt klar, daß die Kinder unmittelbar zu dieser Herrschaft Gottes sind und daß diese Herrschaft Gottes unmittelbar zu ihnen ist (Markus 10, 15). Diese Zusage gilt ohne Einschränkungen, ohne Bedingungen, sie wird durch Jesu Verhalten unterstrichen. Jesus setzt ein Kind mitten unter seine Jünger (Markus 9,33—37). Das Kind, schwach und hilflos, das unbedeutendste Glied in der Gemeinde, wird so in den Mittelpunkt gesetzt, damit die Erwachsenen erkennen, welche Rangfolge jetzt gilt: „Wer immer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ In der Zuwendung zum Kind begegnet man also dem Christus.

Nun sind solche Sätze immer wieder in der christlichen Tradition und auch außerhalb der christlichen Tradition im Sinne einer romantischen Verklärung des Kindseins zitiert und mißverstanden worden. Die Gottesherrschaft wie ein Kind annehmen, das Schlüsselwort des Kinderevangeliums, oder umgekehrt, wie ein Kind werden, um in die Gottesherrschaft eintreten zu können, das meint nicht, daß das Kind irgendwelche subjektiven Qualitäten besäße, wie bestimmte Gefühle oder Erlebnisse

oder ein reines Gewissen, und daß ein Erwachsener sie nun zu übernehmen hätte. Nein, das Kind wird hier zum Exempel für die glaubende Existenz, wird zum Exempel für christliches Leben, weil es objektiv schwach und hilflos ist und weil es zur selben Zeit voller Hoffnungen und voller Vertrauen ist, weil es die Gegenwart sehr ernst nimmt, wie ein Kind nur die Gegenwart ernst nehmen kann, und gleichzeitig auf die Zukunft wartet und mit der Realität des Unwahrscheinlichen rechnet. Nicht das Erwachsenwerden des Kindes, sondern das Kindwerden des Erwachsenen bestimmt darum Jesu Reden von dem Kind.

Schon Werner Loch hatte in dem mehrfach zitierten Buch angesichts solcher biblischen Aussagen „auf die Möglichkeit und auf die Dringlichkeit einer theologischen Neubesinnung über die Kategorie des Kindes in ihrer Bedeutung für das Verständnis der christlichen Daseinsform“ (Seite 24) hingewiesen. Eine solche Neubesinnung würde unseren Kirchen nicht nur den theologischen Blick eröffnen für das Eigenwesen des Kindes und seines Glaubens und ihnen damit die Möglichkeiten geben, die Arbeit für die Kinder endlich auf die kindliche Lebensform und auf ihre elementaren Nöte und Bedürfnisse hin zu konkretisieren, sondern sie würde den Kirchen und den Christen zugleich helfen, christlichen Glauben und christliche Existenz in dieser Welt besser zu verstehen, besser zu beschreiben und besser zu leben.

Man muß die neutestamentlichen Kindergeschichten vor Augen haben, um paulinische Sätze wie den, daß die Glaubenden Kinder Gottes sind, richtig zu verstehen. Wir haben in den letzten Jahren viel Mühe mit solchen Aussagen gehabt, weil sie unserem emanzipatorischen Interesse zuwider zu laufen scheinen. Dabei haben wir oft übersehen, daß diese Kinder Gottes, von denen Paulus redet, durch die Taufe zur Familie Gottes gehören und daß eine solche Zugehörigkeit alle natürlichen Familienbindungen radikal in Frage stellt, auch die vermeintlichen Ansprüche und Anrechte der Eltern an ihre Kinder. Das hat schon Jesu Mutter zu lernen (Markus 3), als Jesus ihr sagt: „Wer immer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter.“ Die neue Familie, in der Jesus Mittelpunkt ist, begrenzt oder zerstört sogar die Ordnungen und die Regeln der herkömmlichen Familie. Offensichtlich kann die Herrschaft Gottes nicht anbrechen, solange sie im engsten Familienkreis erwartet wird.

Auf der anderen Seite kann man natürlich nicht übersehen, daß, wie im Alten Testament so auch bei Paulus und in der übrigen neutestamentlichen Briefliteratur, die natürliche Familie den Raum abgibt, in dem eine Gottesbeziehung bei einem Kind entsteht und wächst. Vermutlich wird man davon ausgehen müssen, daß es in der frühen Kirche üblich war, daß die ganze Familie, einschließlich der Kinder, getauft wurde, wenn das Familienhaupt, also der Vater, Christ geworden war. Auf diese Weise bekamen die Eltern-Kind-Beziehung und die Autorität des Vaters eine Qualität, die häufig die Interpretation des Vierten Gebotes so bestimmten, daß Gehorsam an die Stelle von Vertrauen trat und die Unterwerfung unter die Eltern zu einer christlichen Tugend wurde. Das gilt sicher noch nicht so für die sogenannten „Christlichen Haustafeln“, wie sie im Epheser- und Kolosserbrief überliefert werden, in denen es zum Beispiel heißt: „Ihr Kinder seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. Denn das ist recht“ (Eph. 6). Denn wenn man sich diese Haustafeln näher ansieht, dann wird deutlich, daß hier immer in einer doppelten Blickrichtung geredet wird, in der Blickrichtung auf Gott und in der Blickrichtung auf die Kinder mit

ihren Eltern. „Dies verwehrt ein einliniges Verständnis von befehlen und gehorchen, von führen und folgen. Sie stellt die Behauptung in Frage, daß Kinder die natürlichen Abbilder ihrer Eltern sind, denen im Laufe eines unentrinnbaren Gewöhnungsprozesses an die ‚Pflicht‘ Normen und Strukturen ihrer Eltern ‚in Fleisch und Blut übergehen‘. Sie bestreitet, daß es eine umkehrbare Ordnung von oben und unten gibt, indem sie darauf hinweist, daß das ‚Oben‘ ein ‚Oben‘ unter Gott ist und insofern immer auch ein Unten. Sie stellt Eltern und Kinder unter den einen Herrn und vertritt damit eine Solidarität der Generationen“ (Petzold). Dennoch, dieser neutestamentliche Ansatz wird nicht mehr durchgehalten, rasch nach der neutestamentlichen Zeit nicht mehr und auch selbst bei Martin Luther nicht in seiner Auslegung des Vierten Gebotes im Großen und Kleinen Katechismus.

Meine Aufgabe war es gewesen, auf dem Hintergrund einer pädagogischen Diskussion um den eigenen Wert und die eigene Würde des Kindes und auf dem Hintergrund der These der Verleugnung des Kindes in der evangelischen Pädagogik und Theologie der Gegenwart erste Antworten zu versuchen auf die Fragen, was die Christen über die Kindheit denken und welche Bedeutung der christliche Glaube den Kindern zuschreibt. Vielleicht ist aber doch dies dabei deutlich geworden: Die Kraft dieser Überlieferung reicht noch aus für Überraschungen, für neue Einsichten, für Korrekturen. Es wird nun die nächste Aufgabe sein, solche Überraschungen, Korrekturen, neue Einsichten im Blick auf die Möglichkeiten kirchlichen Handelns für und mit Kindern zu verdeutlichen.

Ulrich Becker

aus: Dokumente, Texte und Tendenzen. Ev. Akademie Bad Boll, Heft 2, Oktober 1978.